

So du bei mir bist

Leseprobe

aus dem Taschenbuch

Collin Spark

So du bei mir bist

Roman

Alle Rechte bei Verlag/Verleger

Copyright © 2021
www.joerg-piesker.de

Lektorat: Lisa Schwerber
Korrektur: Stefanie Brandt
Umschlaggestaltung: Holland Design
Buchsatz: Jörg Piesker

E-Mail: kontakt@joerg-piesker.de
www.collin-spark.de

ISBN 9798767840144



Liebesromane mit Krimispannung

von

Collin Spark

Die Romanserie vor den Kulissen der malerischen
Westküste Amerikas.



Romantisch und gefühlvoll träumen.

Mit Happy-End-Garantie.

Ein Liebesroman mit
Krimispannung

Triggerwarnung

Das Leben der Menschen besteht aus Gegensätzlichkeiten. Wo Wärme ist, ist auch Kälte. Wo Liebe ist, ist auch Hass. Wo Zärtlichkeit ist, ist auch Gewalt.

In diesem Teil der Westcoast Feelings Reihe gibt es einen Alkohol trinkenden Fiesling, der seine Frau unterdrückt. Auch kommt es in wenigen Szenen zu körperlicher oder sexueller Gewalt, die zwar nicht so detailliert beschrieben ist, wie in einem Thriller. Dennoch könnten Sie dadurch an schlechte Erlebnisse erinnert werden, falls Sie Ähnliches erlebt haben.

Gleichwohl bleibt auch dieser Roman einer, mit einem Happy End. Der Fiesling wird seiner gerechten Strafe zugeführt und die Unterdrückte erlebt das ersehnte Glück.

ÜBER DAS BUCH

Eigentlich ist die Trennung von Steven lange fällig. Isabella Dearbore wird sich entscheiden müssen. Doch so kurz vor Weihnachten? Als sie ein verlockendes Schnäppchen-Angebot für ein Apartment in San Francisco entdeckt, bucht sie spontan. Wie es mit Steven weitergeht, kann sie später immer noch entscheiden. Eine Auszeit wird beiden guttun.

Das Leben in San Francisco ist traumhaft und als der Tag der Rückkehr näher kommt, hat sie die Kraft gefunden, ihr Leben zu ändern. Doch am selben Tag ist ihre Kreditkarte gesperrt. Tief enttäuscht sieht sich Isabella bestätigt.

Als sie ein unerwartetes Angebot erhält, auf Hawaii als Nachhilfelehrerin zu arbeiten, zögert sie zunächst. Schließlich nimmt sie das Angebot an, was soll daran schon nicht stimmen, immerhin ist Benjamin, Stevens jüngerer Bruder, auch dort. Sie und Benjamin verstehen sich auf Anhieb, obwohl der Altersunterschied groß ist. Schnell verlieben sie sich und für beide ist es die Liebe des Lebens.

Bevor das gemeinsame Glück der beiden beginnen kann, scheint es zu zerbrechen, denn Isabella konnte nicht ahnen, wer in Wahrheit hinter den Intrigen steckte, die gegen sie gesponnen wurden.

SO DU BEI MIR BIST

JÖRG PIESKER

Prolog



Gewissermaßen ist die Miramare Dr eine der beschaulichsten Straßen Kaliforniens. Eine unauffällige Gegend, normale Leute, man kennt sich. Seit Generationen dieselben Familien. Schon die Eltern und Großeltern haben hier so lange gewohnt, bis sie gestorben sind. Eine durchschnittliche Straße, in der durchschnittliche Häuser standen.

In einem von denen wohnte das alles andere als durchschnittliche Paar Isabella Dearbore und Steven Burnett. Sie würden hier alt werden, wussten die Nachbarn in Eintracht, denn Isabellas Vater – Henry Dearbore – war ein bedeutender Bauunternehmer und ihr künftiger Schwiegervater – Ross Burnett – war der Polizeichef von Santa Cruz. Zwei mächtige Familien, zu denen jeder angeblich irgendeine Verbindung hatte, mit der er prahlte. Wer aus solchen Familien kommt, bricht nicht aus, niemals, da wäre er ja schön blöd – endeten regelmäßig die Gespräche, wenn über einen neuen Wagen der Dearbores oder eine Reise der Burnetts geredet wurde. Das offizielle Bild der glücklichen und mächtigen Familien wurde öffentlich propagiert, gerade so, als könnte man belauscht werden und durch sein gutes Reden das besondere Wohlwollen der Dearbores und der Burnett gewinnen.

Es ist nicht gerade so, dass Isabella Dearbore als Rebellin geboren wurde. Ganz gewiss nicht, das würde jeder der Anwohner beschwören. Isabella war immer schon ein braves Mädchen, das niemals ausbricht, würden die Nachbarn einhellig berichten, wenn man sie danach fragte. Sie war eine intelligente Frau, eine Kinderärztin. Es gab nichts in der Welt – auch das wussten die Nachbarn mit Gewissheit – das Isabella jemals dazu bewegen könnte, diesen Ort zu verlassen. Den meisten hier ging es nicht annähernd so gut wie Isabella und jeder spielte dann und wann heimlich mit dem Gedanken, dass sie selbst oder ihre Töchter es wären, die demnächst den Sohn des Polizeichefs heiraten könnte. Das wäre doch ein Traum. Sie würden in dem schönen großen Haus des Bauunternehmers wohnen, vor dem ein riesiger Garten angelegt war, in dem Palmen standen und dessen Kolonialstilfassade so weiß gestrichen war, dass ihr Anblick bei Sonnenschein in den Augen schmerzte. Dem einzigen Haus in der Gegend, das einem Anwesen glich. Hinter dem Haus befand sich bestimmt ein riesiges Grundstück, auf dem ein gigantischer Pool war und wo man sich vom Personal gekühlte Drinks servieren lassen konnte. Keine Frau ist so blöd und lässt sich das entgehen. Das stand für die Leute fest.

Aus der Ferne betrachtet waren sowohl diese Gegend als auch diese Nachbarn vielleicht eine langweilige Angelegenheit. Eine weltoffene Frau konnte das jedoch irgendwann dazu bringen, doch auszubrechen. Wo Licht ist, ist Schatten. Wo Glanz ist, ist Gerede.

So tuschelte man über die Alkoholsucht des Polizeichefs genauso wie über den mysteriösen Tod seiner Frau vor vielen Jahren. Kein Wunder, dass sein jüngerer Sohn so

missraten war, das konnte wohl auch ein Polizeichef nicht verhindern, da sah man es mal. Vielleicht traf es ja damit auch mal den Richtigen, nicht immer nur die Armen, tuschelte man. Erst recht redete man über Isabella, die zarte friedfertige Frau, die es mit allen Menschen nur gut meinte und von der man bald wusste, dass sie gegen den raubeinigen Steven nicht bestehen würde.

Warum, so fragte man sich allmählich, schießt sie ihn nicht einfach in den Wind? Einer Frau wie Isabella stehen doch alle Türen offen. Aber das fragte man sich nur ganz leise, und in ganz vertrauter Runde, denn man wollte sich weder mit den Dearbores noch mit den Burnetts anlegen.

Es war ihr eigener Schatten, über den Isabella nicht springen konnte. Aber als sie schließlich doch zum Sprung ansetzte, wussten die Leute, dass es ja so kommen musste. Der hat man von Anfang an angesehen, was es für eine ist. Nach Afghanistan! Dabei könnte sie hier einen Haufen Geld verdienen.

Zeiten änderten sich, Menschen nie.

Weihnachten stand vor der Tür, das Fest des Herrn. Es würde bald wieder Ruhe und Ordnung einkehren in Miramare Dr.

Kapitel 1



Man sagt, in Santa Cruz wurde das Surfen erfunden. In jedem Dezember konnte man den Eindruck gewinnen, dass auch das Weihnachtsfest hier an der Westküste Kaliforniens seinen Ursprung hatte. Die ansonsten beschaulichen Straßen waren überfüllt mit Touristen und Einwohnern, die sich in zähen Schlangen vom Santa Cruz Beach Boardwalk bis in die Innenstadt und wieder zurück drängten. Lachende Menschen trugen Kappen mit Rentiergeweihen aus Stoff oder Mützen oder sogar komplette Santa-Kostüme und swingten ausgelassen zu der Weihnachtsmusik, die von überall her blechern hervorquoll und sich gegenseitig überschrie.

Eine junge Frau stellte ihren Pappbecher mit warmem Kakao auf einen Stehtisch vor einem der Verkaufsstände und legte Tüten mit Süßigkeiten dazu. Ein kleiner Junge hopste um ihre Beine. Sie hielt ihr Handy über sich und machte Selfies, während der Junge sich streckte und nach den Süßigkeiten auf dem hohen Tisch hangelte. Tausend Lampen glitzerten in den bunten Kugeln an einem riesigen Weihnachtsbaum und seinem funkelnden Schmuck.

Die ausgelassene Stimmung und die vielen Geräusche taten Isabella Dearbore gut. Doktor Gomez war ein guter Psychiater, dessen Rat sie vertrauensvoll befolgte. »Gehen Sie unter Menschen, erleben Sie Geräusche und erleben Sie

Stille, konfrontieren Sie sich mit der Wirklichkeit. Dann wird ihr Unterbewusstsein irgendwann verstehen, dass Stille nicht automatisch die Folge eines Granateneinschlages sein muss. Es wird dauern, aber irgendwann werden Sie auch wieder Stille ertragen. Dann werden sie wieder als Kinderärztin arbeiten können.« Sie blieb stehen und zog sich den Reißverschluss der Jacke bis zum Kinn zu. Tagsüber waren noch milde vierzehn Grad, nun, da die Dämmerung begann, waren es kaum noch sechs Grad. Es roch nach gebrannten Mandeln. Sie hätte sich liebend gern eine kleine Tüte davon gegönnt, vielleicht noch einen Kakao dazu, so wie es sich gehörte, wenn man einen Weihnachtsmarkt besuchte. Vor dem Stand blieb sie stehen. Der Geruch war verlockend süß und erinnerte sie an unbeschwerte Kindheitstage.

»Was hast du da?« Ein kleines Mädchen stand vor Isabella, sah interessiert zu ihr empor und zeigte auf die Narbe in Isabellas Gesicht. Sie steckte sich eine rot-weiße Zuckerstange in den Mund und blieb erwartungsvoll.

Die Narbe in Isabellas Gesicht war dank mehrerer kosmetischer Operationen zu einem feinen Strich geworden, der sich vom linken Auge bis zum Kiefer hinzog, aber man konnte sie deutlich erkennen. Von einer Mutter oder einem Vater des Kindes war nichts zu sehen. Isabella ging in die Hocke. »Das war ein Unfall.« Die Kleine nahm die Zuckerstange aus dem Mund und betrachtete die Narbe genau. Isabella befürchtete, dass sie bald mit ihren klebrigen Fingern danach greifen würde. »Hat das wehgetan?«, fragte das Kind.

Was sollte sie darauf antworten? Ja, es war die Hölle. Als ich das Haus verließ und die Granate hinter mir einschlug,

dachte ich, ich müsste sterben. Aber viel schlimmer war, dass ich überlebt habe und die Kinder im Haus tot waren? »Nein«, sagte sie stattdessen. »Es sieht schlimmer aus, als es ist. Wie heißt du?«

»Emily. Ich bin schon fünf.« Emily hielt die freie Hand mit allen ausgestreckten Fingern in die Luft, mit der anderen schob sie die Zuckerstange wieder in den Mund und schmatzte. Ihre kleine Nase lief.

In dem Alter ist die Welt eigentlich noch in Ordnung, dachte Isabella. Außer, wenn dein Vater und deine Mutter andauernd streiten und du dir unter der Bettdecke die Ohren zuhältst.

»Wie heißt du, bist du schon alt?«, fragte Emily.

»Ich bin Isabella«, sagte sie lachend. »Und ich bin achtundzwanzig.«

Emily sah sie mitleidig an. »Wow, das ist echt alt. Aber du kannst machen, was du willst, und niemand kann dir etwas verbieten, oder?«

Einerseits musste Isabella über die Gedankengänge der Kleinen schmunzeln, andererseits hatte sie leider unrecht mit ihren Vermutungen. Isabella erinnerte sich noch gut an ihre eigenen damaligen Wunschgedanken, endlich erwachsen zu sein und allein bestimmen zu können. Sie wollte dem Kind die Illusion nicht nehmen. »Sag mal, Emily, bist du mit deinen Eltern hier?«

Emily schien sich nun mit einem Schrecken daran zu erinnern, dass sie ihre Eltern aus den Augen verloren hatte. Sie ließ die Zuckerstange sinken und schaute sich ängstlich um. »Ja, mit Mama.«

»Sollen wir beide mal schauen, wo deine Mama ist?«

Ohne zu antworten, lief Emily los. Isabella blieb neben ihr. Tränen kullerten über Emilys Wangen, aber sie heulte nicht. Dieses stille Weinen bedeutete vermutlich, dass sie zu Hause immer ruhig sein musste und sich deshalb die Geräusche verkniff. Isabella kannte das aus ihrer eigenen Kindheit. Sie nahm die Hand der Kleinen, die unterbewusst zugriff. Isabella fand das Kind ein wenig zu vertrauensselig. Eine Mutter sollte das wissen und besser aufpassen. Emily ging zielstrebig auf eine Frau zu, die mit dem Rücken zu ihr an einem der Stehtische stand. Falls es sich bei der Frau um die Mutter handelte, war Isabella auf deren Reaktion gespannt.

Emily zupfte am Hosenbein der Frau, die genervt heruntersah. »Was ist?«, blaffte sie das Kind an. Augenscheinlich war die Frau betrunken, mehrere Männer standen ebenfalls an dem Tisch, der zugestellt war mit leeren Bierflaschen und Pappschalen mit Essensresten.

»Ich glaube, Emily hatte sich verlaufen«, mischte Isabella sich ein, bevor das Kind noch weiteren Ärger bekam.

»Was geht dich das an? Was machst du überhaupt mit meinem Kind?« Das Lachen der Männer am Tisch verstummte.

Die übergangslose Abnahme von Geräuschen bewirkte in Isabella wieder diese Angst. Ihr Herz schlug schneller, wie immer, wenn eine plötzliche Ruhe aufkam. Obwohl alle anderen Geräusche des Weihnachtsmarktes, die Musik und die Stimmen der anderen Menschen blieben, genügte das Verstummen der Männer, um ihre posttraumatischen Geister zu rufen. Sie musste mit leicht geöffnetem Mund atmen. »Wir sind uns zufällig begegnet«, wiegelte Isabella ab. Sie sah der Frau an, dass sie auf Krawall gebürstet war, sie kannte diesen Typ Mensch und wusste, wie er dachte.

»Okay«, säuselte die Mutter. »Ich bin gerade über eine beschissene Beziehung hinweg. Hab 'ne Menge Zeit investiert, und was hat es gebracht?« Einer der Männer stellte ihr eine neue Flasche hin und zwinkerte Isabella zu. Sie ignorierte ihn.

»Aber damit ist Schluss«, fuhr die betrunkene Mutter fort, der es augenscheinlich guttat, sich auszusprechen. Die arme Seele. In den drei Männern dürfte sie kaum die richtigen Zuhörer gefunden haben.

Isabella sah zu Emily herunter. Die stand noch immer nahe am Bein ihrer Mutter und lutschte an der Zuckerstange, von der inzwischen nur noch ein dünner Stiel übrig war. Sie gehörte zweifelsfrei zu den bedauernswerten Kindern in der Gegend. Um ein paar von ihnen kümmerte sich Isabella mit ganzem Herzen, damit sie nicht auf die schiefe Bahn gerieten. Sie hielt der Frau eine Visitenkarte hin. »Ein Kind allein zu erziehen ist oftmals schwer, ich weiß, wovon ich rede. Kommen Sie doch mal mit Emily zum Spielen im Haven of Hope vorbei. Wir haben Schafe, Kaninchen und Hühner und machen Ausflüge mit den Kindern.«

Die erwähnten Tiere hatten Emilys Aufmerksamkeit erregt. Sie sah ihre Mutter mit großen Augen an, quengelte aber nicht, wie andere Kinder es in der Situation tun würden. Die Frau nahm die Karte umständlich an sich, schaute darauf und steckte sie langsam in die Tasche. »Da hast du recht. Ist nicht einfach. Aber da fragt ja niemand nach. Als Mutter bist du heutzutage in den Arsch gekniffen. Du opferst dein ganzes Leben und was ist der Dank?« Sie griff die Bierflasche, die ihr der Mann hingestellt hatte, und nahm einen kräftigen Schluck. Sie stieß leise auf. »Was soll denn das kosten?«

»Nichts«, antwortete Isabella sofort. »Wir finanzieren uns von Spenden.«

»Bin nämlich gerade etwas klamm. Eigentlich müsste eine Mutter eine Menge Geld von Staat bekommen, aber das stecken sich ja lieber die Bonzen ein.« Sie nahm einen weiteren kräftigen Schluck, winkte ab und stellte die Flasche hart auf den Tisch. Zwei der Männer unterhielten sich und starrten woanders hin, der dritte Mann spähte zwischen der Frau und Isabella hin und her. »Na gut«, sagte sie schließlich. »Ich kann mir den Laden ja mal ansehen. Ist wirklich gerade hart für mich, dann komme ich vielleicht auch mal dazu, etwas für mich zu tun. Diese Göre kann einen nämlich ganz schön auf Trab halten.«

»Wie heißen Sie?«, fragte Isabella die Frau.

»Candy«, antwortete sie sofort und prostete Isabella zu.

»Ich freue mich auf Sie und Emily, Candy. Bis morgen?« Sie ließ die Hand der Frau wieder los.

»Jaja. Wir kommen morgen vorbei. Ist ja gleich um die Ecke.« Sie beugte sich zu Emily und blaffte sie an. »Und du bleibst jetzt hier stehen, bis ich sage, dass wir gehen. Hast du verstanden?«

Emily nickte stumm. Sie wirkte nicht traurig, hatte nur diesen teilnahmslosen Blick. Isabella strich ihr über den Kopf, dann wandte sie sich ab und ging. Im Gehen hörte sie noch, wie Candy sofort wieder lautstark mit den Männern lachte.

Isabella wollte sich nicht noch einmal umdrehen. Die Begegnung hatte ihr Bedürfnis nach Menschen und Weihnachtsstimmung beendet. Widerwillig machte sie sich auf den Weg zu ihrem Auto. Mit dem Wagen waren es gut zehn Minuten bis nach Hause. Steven lag bestimmt schon

wieder betrunken auf der Couch, wo er vor morgens um zwei nicht hochkommt. Käme sie zu spät heim, musste sie seine grundlose Eifersucht und seine Fragen ertragen. Sie wusste, dass sie weniger attraktiv war als andere Frauen und auch sonst nicht einfach war. Ständig ging etwas schief, an dem sie die Schuld trug und Steven, der im Geschäft ohnehin viel um die Ohren hatte, machte ihr dann Vorwürfe. Zurecht. Er ackerte in der Baufirma ihres Vaters wie ein Besessener und wurde dafür hochgelobt, während sie gerade einmal zu einer ehrenamtlichen Arbeit im Haven of Hope in der Lage war. Sie war dankbar, dass sie Steven hatte. Aber in den elf Jahren, die sie sich nun kannten, hatte sich vieles verändert.

Ein Mann rempelte sie hart an, sie stolperte und hielt sich an einer Mülltonne fest. Der Mann drehte sich nicht um und marschierte weiter. Sein zorniger Gang erinnerte Isabella an Steven. Also, den Steven, der er heute war. Als sie sich kennenlernten, war er ein charmanter Mann gewesen. Wann hatte eigentlich diese Veränderung begonnen? Ihr fiel nun auf, dass die charmante Zeit nur wenige Wochen gedauert hatte. Aber sie wollte sich nicht beschweren, denn sie war nicht die beste Wahl.

Neben der Narbe, die sie im Gesicht hatte, gab es noch weitere kleinere Narben auf ihrem Rücken und an ihrem Bauch. Der kleine Finger ihrer linken Hand war versteift. Und dann war da noch ihre Macke, wie Steven das nannte. Eine posttraumatische Belastungsstörung nannte das Doktor Gomez. Die Psychiaterin hatte Isabella sehr geholfen, aber nun musste Zeit vergehen. Zeit, in der sie lernen musste, dass sie keine Schuld am Tod der Kinder trug und dass sie nichts hätte verhindern können. Ihre

Selbstvorwürfe waren logisch und nachvollziehbar, hatte Doktor Gomez ihr immer wieder gesagt. Ihr Körper und ihr Geist spielten ihr eigenes Spiel. Immer wieder hörte sie diese halbe Sekunde lang andauernde Stille, dann diese ohrenbetäubende Explosion und gleich darauf die Schreie, von denen einige sofort wieder erstarben. Sie roch den Staub der zerfallenen Mauern, den Brandgeruch und schmeckte Eisen. All das geschah immer wieder, sobald sie ein winziger Augenblick der Stille umgab. Wie automatisch setzte das ihre Panik in Gang. Die Granate, die das Schulgebäude in Afghanistan zerstört hatte, gerade, als sie herausgetreten war, explodierte beinahe jeden Tag von neuem in ihren Träumen und in ihren Ängsten. »Ärzte ohne Grenzen«, hatte Steven sie angebrüllt, als sie wieder zuhause war. »Ich habe dir von Anfang an gesagt, dass das eine bescheuerte Idee ist. Wärest du hiergeblieben, hättest du eine Anstellung und würdest Geld verdienen. Afghanistan! Meinst du wirklich, die Welt ändert sich, wenn du dich in die Luft sprengen lässt?« Anfangs hatte sie sich noch eingeredet, dass er Angst um sie gehabt hatte und froh war, sie wieder bei sich zu wissen. Manchmal kann er seine Gefühle nicht zeigen, sagte sie sich. Wenn sie überhaupt nochmals über das Thema redeten, dann ging es einzig um die Frage, wann sie endlich wieder als Ärztin arbeiten könnte. Ihre Illusion, dass er besorgt um sie wäre, löste sich in Wohlgefallen auf, als er sie das erste Mal schlug. Ein Ausrutscher, dachte sie.

Zu Hause angekommen, hängte sie die Jacke ordentlich auf, stellte die Schuhe unter den Schrank und wusch sich im Bad rasch die Hände. Im Wohnzimmer lief der Fernseher.

Steven saß auf der Couch, hielt die Fernbedienung in der Hand. Sie konnte nicht sofort erkennen, ob er wach war. Auf dem Tisch vor ihm standen heute zwei Weinflaschen anstelle von einer.

»Steven? Ich bin wieder da«, sagte sie vorsichtig, als sie vor ihm stand, und erkannte dann, dass er schlief.

Vorsichtig nahm sie ihm die Fernbedienung aus der Hand und stellte den Fernseher leiser, er schlief weiter. Dann setzte sie sich ans andere Ende der Couch. Was war nur geschehen in den letzten elf Jahren? Wo war der Steven, der damals so liebevoll, so aufmerksam und so begehrenswert gewesen war? Er schnappte im Schlaf laut nach Luft, regte seinen Unterleib und schlief dann weiter. Isabella atmete schwer ein und aus. Es musste an der Arbeit liegen. Bevor er in Vaters Betrieb angefangen hatte, stimmte es zwischen ihnen. Seit er den gut bezahlten Job machte, trank er immer mehr, war immer abweisender und von Zärtlichkeiten konnte überhaupt keine Rede mehr sein. Aber es gab für alles eine Lösung.

»Lerne zu leiden, ohne zu klagen«, hatte Mutter ihr eingeschärft und das war ein guter Rat gewesen. Wann immer sie mit Steven über ihre Wünsche diskutierte, hatte es Auseinandersetzungen gegeben. Solange sie sich nicht beklagte, war das Leben erträglich. Aber jetzt stand die Heirat vor der Tür.

»Ihr werdet heiraten, Kind«, hatte Vater am Dienstag vor zwei Wochen gesagt. »Steven ist der Richtige für dich und er ist geschäftstüchtig. Dass du mir keinen Ärger machst.«

Vater hatte das Glas, das sie ihm eingegossen hatte, nicht angerührt, war aufgestanden und wieder gegangen, ohne sich zu verabschieden. Nicht, dass Isabella besonders

romantische Erwartungen an Stevens Antrag gehabt hatte – oder vielleicht doch. Aber als er am selben Abend spät nach Hause gekommen war, hatte er das Thema nicht einmal angesprochen. Bevor es ins Bett ging, hatte sie sich schließlich ein Herz gefasst.

Wir heiraten?, hatte sie gefragt.

Steven legte gestresst sein I-Pad zur Seite, sah sie kurz an und antwortete dann geschäftig. »Wir sind jetzt lange genug zusammen, um zu wissen, was wir aneinander haben. Ich denke, wir müssen nicht so ein albernes Gehabe veranstalten, wie es in den Fernsehsendungen zu sehen ist. Du weißt, dass ich das hasse.« Dann nahm er wieder sein Tablet und las weiter.

Es gab kaum etwas, das sie sich sehnlicher wünschte, als eine eigene kleine Familie. Einen Mann, der sie liebte, ein Kind und dass alle gemeinsam in Harmonie in einem gemütlichen Heim lebten. Später sollte noch ein Hund dazukommen, einen Cockerspaniel, den sie Whirly nennen würde, weil er jeden Tag mit ihr und dem Kind wie ein Wirbelwind über die Wiesen toben würde.

Doch für Steven kam ein Kind überhaupt nicht in Frage, jedenfalls noch nicht. Und ein Hund schon gar nicht, das hatte er in aller Deutlichkeit klargemacht. Er hatte wochenlang nicht mehr mit ihr geschlafen, obwohl sie mehrfach versprach, die Pille zu nehmen. Es blieb der erste Schritt: die Heirat.

Eines nach dem anderen, hatte sie sich zufriedengegeben. In den letzten Tagen kam ihr diese Idee jedoch immer abwegiger vor. Heiraten – mit wem würde sie das Hochzeitskleid aussuchen? Mutter war so krank, dass sie kaum einen Tag mehr klar denken konnte. Vater? Wohl

kaum, für ihn war Isabella eine Enttäuschung, ein Ballast, eine misanthropische Träumerin, der man nichts zutrauen konnte. Freundinnen? Fehlanzeige. Seit sie mit Steven zusammen war, hatte sich eine nach der anderen zurückgezogen und nie wieder etwas von sich hören lassen. Eine Entwicklung, die nun einmal so kam, wenn Menschen erwachsener werden. Interessen ändern sich, Menschen kommen und gehen. Kelly war die Letzte gewesen, die im Streit ging.

Weißt du eigentlich, was Steven für ein unmöglicher Kerl ist?, hatte sie gefragt. Was sollte aber Steven mit dem Streit der Freundinnen zu tun haben? Für Isabella war klar gewesen, dass Kelly nur nach einem Schuldigen gesucht hatte. Dabei war sie es gewesen, die den Streit vom Zaun gebrochen hatte. Als sie Steven darauf angesprochen hatte, pflichtete er ihr bei und lobte sie für ihre Loyalität. Es hatte sich gut angefühlt, dass er sie dabei in den Arm nahm.

Es blieb die Frage, mit wem sie ein Kleid aussuchen sollte. Und danach? Wie würde diese Hochzeit verlaufen? Sie hatte keinen Schimmer. Vater und Steven hatten diesen Punkt auf der Agenda wahrscheinlich längst abgehakt.

Plötzlich schlug Steven die Augen auf. Er beachtete sie nicht und starrte auf den Fernseher. Mürrisch nahm er die Fernbedienung und zappte, bis ein Programm ihm gefiel. Es war eine Tiersendung. Eine Herde Rinder überquerte einen Fluss und stob panisch auseinander, als ein Krokodil an die Wasseroberfläche schoss, eine Zeitlupenaufnahme. Isabella hasste solche Szenen, das wusste er.

»War es schön?«, fragte er herrisch, ohne den Blick vom Fernseher zu nehmen. Seine Stimme knarrte und seine Augen sahen aufgequollen aus. Das Krokodil hatte

inzwischen eines der jüngeren Tiere am Bein geschnappt. Sie wandte sich ab.

»Ja, schon. Die Straßen sind toll geschmückt. An einem Stand wurden Holzschnitzereien angeboten, das mag ich.« Er antwortete nicht, folgte aufmerksam dem Tierfilm. »Und ein kleines Mädchen, das seine Mutter verloren hat, habe ich zurückgebracht. Emily hieß sie und war fünf.«

»Das hätte ich mir denken können.« Nun sah er sie doch an. »Als wenn du nicht schon genug Zeit damit verträdelst, bei dieser alten Hexe mit ihrem Viehzeug und diesen dämlichen Gören zu verbringen. Da musst du auch noch in deiner Freizeit die Samariterin spielen.«

»Wieso dämlich? Die Kinder, die Ms Roberts und ich betreuen, kommen aus benachteiligten Familien. Sie sind nicht dämlich, sie haben nur nicht so viel Glück im Leben gehabt.«

»Was willst du damit sagen? Glück, wie ich etwa?« Seine Stimme wurde sehr aggressiv, er ließ sie nicht zu Wort kommen. »Das hat mit Pech nichts zu tun und auch nicht mit Benachteiligung, wie du es ausdrückst. Das sind einfach nur asoziale Menschen, die nicht im Traum daran denken, einmal ihre Arschbacken zusammenzukneifen und arbeiten zu gehen. Sie saufen den ganzen Tag oder nehmen Drogen und überlassen ihre Gören der Straße. Das ist die Wahrheit.« Steven warf die Fernbedienung so heftig vor sich, dass sie über den Tisch schlitterte und auf der anderen Seite herunterfiel. Wütend erhob er sich, ging zum Kühlschrank und nahm Käse und Wurst heraus, womit er ein Toast belegte. Kauend kam er zurück.

Anscheinend wollte er Isabella etwas mitteilen, er sah sie linkisch an, nahm einen Schluck aus dem Weinglas, dann

polterte er los. »Ich werde demnächst mehr Verantwortung in der Firma deines Vaters übernehmen. Ich soll in naher Zukunft die Geschäftsführung übernehmen. Das bedeutet, dass ich keinen Kopf mehr habe für solche Spielereien. Wenn ich ehrlich bin, geht mir deine gutmenschliche Zeitverschwendung ohnehin ziemlich auf den Wecker. Es wäre angebrachter, wenn du dich etwas mehr in unser gemeinsames Leben einbringen würdest. Stattdessen bringst du kein Geld nach Hause und bist kaum hier, weil du ja unbedingt ehrenamtlich arbeiten musst. Wann gehst du endlich zurück in deinem Beruf als Kinderärztin?«

»Das weißt du ganz genau, Steven.« Isabella blieben die Worte im Hals stecken, wie immer, wenn sie sich aufregte. Zittrig fuhr sie fort. »Du weißt mehr darüber, als alle anderen Menschen auf der Welt. Ich habe dir von meinen Erlebnissen erzählt. Ich kann nicht als Ärztin arbeiten, zumindest noch nicht. Sobald ich ein Krankenhaus betrete, blitzen sofort wieder diese grauenhaften Bilder vor mir auf.« Ihr Atem und ihr Herz begannen zu rasen, kaum dass dieses Thema aufkam, sie schwitzte. »Ich sehe mich dann wieder vor diesem Kinderkrankenhaus in Kandahar stehen.« Sie ballte unbewusst ihre Fäuste. »Ich brauchte eine Pause – nur eine verdammte kurze Pause, danach hätte ich sofort weiterbehandelt. Da drinnen lagen noch mindestens zwanzig weinende Kinder, die meine Hilfe brauchten.« Gedankenfern starrte sie ins Leere. »Dann ist es urplötzlich Still – und dann: Bumm! Ich spüre den Einschlag der Granate hinter mir, die Splitter, die auf mich niederregnen, die Schreie der Kinder, die ich Sekunden zuvor noch behandelt habe. Und dann ist da diese Stille, dieselbe Stille, die sich eine Sekunde vor dem Einschlag ausbreitete, liegt

nun über allem. Bis alles Schwarz wird.« Sie zitterte am ganzen Körper. »Du weißt genau, dass ich kein Krankenhaus betreten kann, weil sonst sofort meine Panikattacken losgehen. Dass ich im Haus von Ms Roberts mit den Kindern arbeite, hilft mir, meine Ängste zu verarbeiten. Dazu hat mir auch Doktor Gomez geraten.«

»Doktor Gomez.« Steven schnaufte abfällig. »Ich halte nichts von Psychiaterinnen. Ganz zu schweigen von deren Rechnungen. Ich bin für derlei Sachen vielleicht auch zu einfach gestrickt, ich habe ja schließlich nicht studiert. Mein Leben war und ist auch kein Zuckerschlecken, Isabella. Mit vierzehn die Mutter bei einem Autounfall zu verlieren ist auch nicht gerade das, was man optimal für eine Psyche nennen kann. Es war also auch in meinem Leben durchaus schwierig. Aber weißt du, was wirklich hilft? Harte Arbeit!«

Isabellas Stimme zitterte noch immer. »Es kann eben nicht jeder alles so pragmatisch sehen wie du. Das solltest du akzeptieren.«

»Das ist mir bekannt. Mein verehrter Herr Bruder ist ja auch ein lebendes Beispiel für solche Verweichlichung auf zwei Beinen. Anstatt einer geregelten Arbeit nachzugehen, läuft er lieber den ganzen Tag mit seinem Surfbrett umher. Als wenn es nichts Wichtigeres im Leben gäbe.« Steven stieß einen verächtlichen Ton aus.

In diesem Punkt hatte Steven nicht ganz Unrecht. Sein jüngerer Bruder schien tatsächlich kurz davor zu sein, sein zielloses Leben in den Graben zu fahren. Dennoch hatte Isabella an dem jungen Mann einen Narren gefressen und stand ihm ständig zur Seite. »Benjamin ist erst neunzehn. Lass ihn sich doch ausprobieren. Er wird schon noch seinen Weg finden.«

»Seinen Weg finden«, spottete er. »Es war ja klar, dass du wieder Verständnis für ihn hast. Ihr wärt beide ein super Loser-Team.« Er lachte dreckig.

Sie hatte genug von ihm. Das Gespräch war längst in eine Richtung geraten, die sie zur Verzweiflung brachte. Nicht das erste Mal. »Ich gehe ins Bett«, sagte sie knapp. Er reagierte nicht.

Enttäuscht vom Verlauf des Abends ging sie ins Schlafzimmer, um ihr Nachthemd zu nehmen. Mit dem Fuß stieß sie gegen einen Karton, der sich unter dem Bett befand. Neugierig beugte sie sich vor und zog sie Schachtel unter dem Bett hervor. Die alten Fotos!

»Kein Mensch hat heutzutage noch Fotos, die Welt ist digital«, hatte Steven gemotzt, als sie einige davon gerahmt aufstellen wollte. Die meisten Bilder aus ihrer Kindheit hatte er weggeworfen, diese wenigen hatte sie gerettet. So landeten sie in dem Schuhkarton, gerieten in Vergessenheit und es kamen keine Neuen mehr hinzu. Sie nahm den Deckel ab. Ihr bisheriges Leben lag zu ihren Füßen, zusammengefasst in einem alten Pappkarton, der nicht einmal halb voll mit Fotos war.

Sie nahm ein Bild, das sie oft schon betrachtet hatte. Ihre Eltern und sie. Damals war sie vielleicht drei, Vater hatte noch dunkle Haare, Mutter lächelte. Isabella trug ein weißes Kleidchen mit einem ausladenden Rock, weiße Söckchen und Lederschuhe, an die sie sich noch heute mit Grauen erinnerte. Im Hintergrund war das Haus zu sehen, in dem Vater noch heute residierte. Der Anbau zwischen Garage und Haupthaus, den er damals gerade fertiggestellt hatte, war der Anlass für ein Gartenfest gewesen, bei dem das Foto entstand.

Vorsichtig nahm sie eine weitere Aufnahme heraus, die etwa zehn Jahre danach aufgenommen worden war. Die zeigte Isabella lachend mit einer Zahnsperre. Sie hielt beide Bilder nebeneinander. Ihre Mutter sah auf dem neueren Bild verändert aus, sie war deutlich dicker, hatte ein rötliches Gesicht und lächelte nicht. Isabella strich über das Bild. Vater war beinahe unverändert geblieben. Seine Haare waren noch dunkel, er war noch immer schlank.

Nun, da sie die beiden Bilder nebeneinander hielt, fiel ihr mit Unbehagen sein Lachen auf. Dasselbe flüchtige Lachen, das seine Augen nicht erreichte. Irgendwann hatte er gar nicht mehr gelacht, sondern war nur noch griesgrämig und sprach über geschäftliche Dinge. Schon damals hatte er viel Arbeit am Hals. Schließlich hatte er es auch zu etwas gebracht. Seine Baufirma lief prächtig, sein Privatleben eher mau.

Das dritte Bild, das ihr in die Hände fiel, ließ sie schwer schlucken. »Jayden!«, sagte sie heiser. Sie war siebzehn und über beide Ohren verliebt gewesen. Jayden war neunzehn und immer mit dem Mustang Cabrio seines Vaters unterwegs. Er war der Schwarm aller Mädchen und hatte Isabella ewige Liebe versprochen. Vater hatte ihn mit dem Gewehr bedroht und vom Grundstück gejagt. Das ist ein Nichtsnutz, der es im Leben zu nichts bringen wird!, hatte Vater sie angeschrien und sie mit der Hand ins Gesicht geschlagen. Jayden kam nie wieder, Isabella heulte sich tagelang die Augen aus dem Kopf.

Sie ließ die Hände mit den Bildern sinken. Elf Jahre war das inzwischen her, aber es fühlte sich an, als wäre es gestern gewesen. Wahrscheinlich hatte Vater sogar recht gehabt mit seiner Annahme, dass Jayden nichts taugte. Aber sie hätte

das lieber selbst herausgefunden, wie so vieles, was sie gewollt und sich gewünscht hatte in ihrem Leben. Lehrerin! Was für ein Unfug. Du solltest Jura studieren und die Baufirma übernehmen, das wäre sinnvoll. Lehrerin! Aber ich habe eigentlich nichts anderes erwartet.

Niemals im Leben wäre für es Isabella in Frage gekommen, Vaters Baufirma zu leiten. Dazu hatte sie zu viel mitbekommen, wie es in der Branche zuging und wie all das ihren Vater verändert hatte. Viel zu oft hatte sie ihn vermisst, weil er wieder einmal wegen unaufschiebbarer Termine nicht da war. Und wenn er dann schließlich heimkehrte, war er aggressiv. Sie wollte später einmal selbst Kinder haben, sollte sie denen das gleiche Schicksal bieten? Nein!

Einmal im Leben hatte Isabella sich endlich aufgelehnt. Es war eine sanfte Revolution, bei der sie ihrem Vater eine klare Absage erteilte, aber auch nicht Lehrerin wurde. Sie studierte stattdessen Medizin und wurde Kinderärztin, was ihn auch nicht gerade in Begeisterungstürme ausbrechen ließ. Danach meldete sie sich bei ›Ärzte ohne Grenzen‹ und wurde sofort nach Kandahar entsendet. Vater war fassungslos und so wütend gewesen, dass er sich nicht einmal verabschiedete. Sie flog trotzdem. Zwei Tage und zwei Nächte hatte sie dort in Containern und alten Baracken verbracht, die als Krankenstationen dienten. Sie war schockiert und dachte am ersten Tag, dass sie in die schlimmste Hölle geraten war und wollte sofort wieder nach Amerika fliegen. Aber da waren diese dankbaren Augen der Kinder, denen sie half, ihre schlimmen Verletzungen und Erlebnisse zu ertragen. Das gab ihr die Kraft, zu bleiben.

Und dann kam der dritte Tag. Und die Granate. Und die Kinder waren tot.

Isabella legte die Fotos zurück, schloss den Karton und schob ihn wieder unters Bett. Schwermütig ging sie ins Bad, machte sich bettfertig und legte sich schlafen. Müdigkeit überkam sie schnell, morgen würde die Welt wieder besser aussehen, sie würde als Erstes zu Mutter fahren und mit ihr reden. Vielleicht hatte sie ja einen dieser lichten Tage, in denen man mit ihr reden konnte. Hatte Mutter je das Bedürfnis gehabt, auszubrechen?

War es wirklich Mutter, an die diese Frage gerichtet war?

War es nicht vielmehr sie selbst, die ausbrechen wollte?

Ihre Gedanken kreisten noch lange.